

Entscheidung auf dem Dach der westlichen Welt

Hoch hinaus wollen in Südamerika viele. Auch diejenigen die eigentlich in dieser Welt der Berge gar nichts verloren haben. Der Arconcagua zählt mit seinen 6959m als höchster Berg von Südamerika. Er ist ebenfalls der höchste Berg des gesamten Nord- und südamerikanischen Kontinents und außerhalb des Himalayas. Somit ist es also auch nicht verwunderlich, daß sich gerade an diesem Berg sehr viele Menschen tummeln. Allerdings sollte man meinen, daß es sich bei einem so bedeutenden Berg überwiegend um erfahrene Bergsteiger handele.

Aber schon bei unserer Ankunft in Puente del Inka merken wir recht schnell, daß es sich hier um ein bunt gemischtes Klientel handelt. Der 2700m hoch gelegene Ort Puente del Inka ist der Ausgangspunkt für alle diejenigen, die den Berg auf einer seiner sehr unterschiedlichen Routen besteigen wollen.

Nahe an der chilenisch - argentinischen Grenze liegt dieser kleine Ort direkt an der Hauptverbindungsstraße zwischen den beiden Staaten. Hier können die letzten Vorbereitungen für die Besteigung abgeschlossen werden, bevor das ganze Gepäck per Maultier zu den weit entfernten Basislagern transportiert wird. Der Berg bietet sehr unterschiedliche Besteigungsmöglichkeiten. Angefangen von der technisch leichtesten Normalroute über die Nordflanke, die damit auch von den meisten angegangen wird, besteht weiterhin die Möglichkeit, über die Ostflanke oder die berühmte 3000m hohe Südwand aufzusteigen. Welcher Weg auch immer gewählt wird, wirklich leicht ist keiner an diesem Bergriesen. Der häufig unterschätzte Normalweg ist schon unzähligen Besteigern zum Verhängnis geworden. Die Verhältnisse sind nur selten gut. Auf Grund seiner exponierten Lage herrschen nahezu immer extreme Winde und schnell wechselnde Wetterverhältnisse vor.

Die Temperaturen schwanken rasch und unerwartet zwischen schweißtreibender Hitze und polarer Kälte. Diese Tatsache wird oft auf den technisch anspruchsloseren Wegen vernachlässigt. Jährlich versuchen bis zu 3000 Menschen den fast 7000er zu besteigen. Allerdings schaffen es gerade mal 15 - 20% auf den Gipfel. Oft ist mangelnde Erfahrung oder unzureichende Ausrüstung das Ende eines Traumes oder der Beginn von so manchem Alptraum. Wir lassen uns recht schnell von den vorherrschenden Wetter- und Windverhältnissen belehren und drosselten unsere Erwartungen und den Wunsch, die Besteigung über eine der Südwandrouten zu versuchen. Hier werden Fehlentscheidungen gleich zum Verhängnis.

Wir, das sind Stefan ,Andy, Werner und ich. Außer Werner, meinem Bruder sind alle erfolgreiche Mt.

Mc Kinley Besteiger und somit auch mit ausreichender Expeditionserfahrung gerüstet.

Am 14.12.98 ziehen also auch wir zum 40 km entfernten Basislager los. Uns erwartet eine unwirkliche, trockene Wüstenlandschaft. Der Weg zieht sich durch unendlich scheinende Hochtäler immer weiter in die wilde Landschaft der Anden. Für einen europäischen Bergsteiger eine sehr ungewohnte Umgebung. Dennoch bietet diese windige und staubige Einöde viele imposante landschaftliche Eindrücke. Die Gesteinsformationen und Farben wechseln in dieser vulkanischen Urlandschaft mit fast jedem Meter. Oft läßt nur der starke, mitunter eisige Wind es nicht zu, all diese schönen Formationen zu genießen. Statt dessen zieht man lieber die Mütze herunter und stemmt sich mit aller Kraft gegen den Wind, um wenigsten etwas voran zu kommen.

Nach zwei Tagen im Basislager angekommen begegnete uns wieder das übliche Völkergemisch, das wir schon von anderen Lagern kennen. Gerade auch das macht eine solche Unternehmung erst richtig reizvoll. Hier kommen die ganzen Wünsche und Träume der Bergsteiger und solcher, die es noch werden wollen, aus der ganzen Welt zusammen. Die Faszination und der „Virus“ Bergsteigen scheint grenzüberschreitend zu sein. Aber kaum einen Tag im Lager angekommen, eröffnen sich schon die Schattenseiten dieser besonderen Lebensweise eines Bergsteigers. Im über fünftausend Meter hoch gelegenen Nido di Condore hat es einen Unfall gegeben. Eine argentinische Gruppe ist in Folge von akuter Höhenkrankheit verunglückt. Einer der Expeditionsmitglieder stürzte über Felsen ab, kam aber mit einigen Verletzungen davon. Sein Kamerad verirrte sich zwischen Hochlager und Gipfel aufgrund seiner Höhenkrankheit und erfror. Mit dem Wissen um solche Ereignisse in unmittelbarer Umgebung geht einem schon sehr viel über Sinn und Unsinn solcher Expeditionen durch den Kopf. Aber mit vollem Vertrauen in sein eigenes Handeln und dem Wissen, erfahrene Bergsteigerkollegen mit sich zu haben, werden solche negativen Eindrücke schnell verdrängt.

Daher machen wir uns auch schon am darauffolgenden Tag auf den Weg, einiges Material ins Hochlager auf 5400m zu schaffen. Da wir einige Tage zuvor schon auf dem Marmolejo in Chile, dem südlichsten 6000er der Erde standen, machte uns die schnelle Vorgehensweise nichts aus. Eine gute Akklimatisation ist an solchen Bergen der Schlüssel zum Erfolg. Dies ist eigentlich eine gut bekannte Regel bei Unternehmungen dieser Art, dennoch scheinen viele diese nicht zu beachten. Wir bewegen uns nach der altbewährten Methode „carry high sleep low“ an einem Tag hoch zum ersten Hochlager, um gleich wieder abzusteigen und die Nacht im tieferen Basislager zu verbringen.

Unsere gute Akklimatisation läßt zu, daß wir schon am vierten Tag am Berg in das 5400m Lager aufsteigen konnten, um dort auf eine gute Besteigungsmöglichkeit zu warten. Unsere Überlegung, die Ostwand zu queren und eine Überschreitung über den Ostgrat zu versuchen, lassen wir ziemlich schnell fallen.

Die Erzählungen einiger Maultierführer, daß die Expeditionen auf der Ostseite schon seit Tagen auf bessere Verhältnisse warten, und die extremen Windverhältnisse hier unterdrücken jeglichen Wunsch, eine technisch anspruchsvollere Tour zu wählen. Hier heißt es nur noch Hauptsache hoch, egal wo.

Die erste Nacht im Hochlager bleibt mir als eine meiner schrecklichsten Übernachtungen im Gebirge in Erinnerung. Der Sturm schlägt unaufhörlich ums Zelt herum. An Schlafen ist gar nicht zu denken. Die dauernde Angst, das Zelt zu verlieren und bei diesem Sturm ungeschützt zu sein, läßt alle hellwach sein.

Die kahlen Flanken des Arconcagua bieten im Sturm keinerlei Schutz. So auch am nächsten Tag. Wir wollen weiter auf 5900m, um uns den Weg zum Gipfel genauer anzuschauen und zu testen, wie es uns in der Höhe ergeht. Auf der ganzen Strecke bis zum sogenannten Berlincamp sind wir dem Wind hilflos ausgesetzt. Die Temperaturen fallen unter -20 bis -30°C. Jeder ungeschützte Körperteil läuft weiß an und wird gefühllos. Tritt dieser Zustand für längere Zeit ein, erfrieren diese Stellen, ohne daß man viel davon merkt.

Um so fassungsloser erscheint es uns, daß selbst hier noch Leute mit Trekkingschuhen und minderwertiger Ausrüstung herumlaufen. Es erstaunt andererseits aber auch nicht mehr, daß sich hier viele Bergsteiger ernsthafte Erfrierungen holen. Selbst in unseren gut isolierten Kunststoffschalenschuhen mit Expeditionsinnenschuhen werden die Füße kalt und teilweise gefühllos. Diese erste Exkursion in die Höhe vermittelte uns einen Eindruck von dem, was uns weiter oben noch so alles erwartet. An die Stelle der technischen Schwierigkeiten rücken die psychischen Probleme.

Dieser unaufhörliche Wind zehrt nicht nur an den Zelten. Er martert die psychische und die physische Leistungsfähigkeit jedes einzelnen. Somit treffen wir einen Entschluß: Am nächsten Tag wollen wir in einem Zug vom Hochlager bis zum Gipfel durchlaufen. Jeder weitere Versuch, das Lager höher zu verlegen, würde unseren Zustand nicht begünstigen. Um uns herum sind nur zerschlagene Gesichter und unzählige zerplatzte Träume zu erkennen.

Einige fragen sich oft, nicht nur leise, warum sie eigentlich hier sind. Dieser riesige Schutthaufen wurde sicherlich schon von vielen verflucht. Aber dennoch kommen jährlich immer mehr, um sich dieser Probe zu stellen. Auch Werner gibt sich geschlagen und dreht dem Berg den Rücken zu. Er will nach dieser Nacht lieber im Basislager auf uns warten. Nach einer weiteren schlaflosen Nacht machen wir uns in eisiger Frühe auf den Weg zum Gipfel. Wie üblich läßt der Wind sich nicht bekriegen, uns eine Chance zu gönnen. Also heißt es: Alle Schotten dicht und durch. Eingemummelt, als wollten wir die nächste Bank berauben, geht es immer höher hinauf. Stefan bekommt schon beim Losgehen eisige Füße und bemüht sich pausenlos, diese wieder zum Leben zu erwecken.

Wieder auf 5900m angekommen entscheidet er, sich im Schutz der kleinen Holzhütte beim Berlincamp zu erholen und seine Füße zu reanimieren. Da der Weiterweg keine technischen Schwierigkeiten aufweist, das Wetter aber immer bedenklicher wird, laufen Andy und ich weiter. Schritt für Schritt, langsam und gleichmäßig geht es Richtung Gipfel.

Drei Argentinier, die vom Berlincamp aufgebrochen waren, werden sichtlich langsamer und drehen dann schließlich auf 6400m um. Nun sind nur noch wir einsam im Sturm unterwegs. Der Aufstieg quert eine große Hochfläche, bevor es dann sehr steil eine lose Schuttrinne hinaufgeht zum Gipfelgrat. Aber schon die Querung fordert alles an Überwindung, was aufzubringen ist. Hier schlägt der Sturm erst richtig zu. Die Windgeschwindigkeit steigt auf über 180Km/h und die Wolken peitschen über die Flächen durch die Felsen.

Es ist kurzfristig nur noch ein Fortkommen auf Händen und Füßen möglich. Die einzige Schutzmöglichkeit bietet ein Felsklotz auf halbem Weg zum Gipfelcouloir. Ich kauere mich dahinter und warte, bis Andy kommt. Auch er hat größte Mühe, sich vorwärts zu bewegen. Als er bei mir ankommt, ist er auch schon soweit umzudrehen. Ich empfehle ihm, hier ein wenig auszuruhen, um es sich dann noch mal zu überlegen.

Die Entscheidung, im richtigen Moment umzudrehen, ist oft sehr viel schwieriger als die, weiterzugehen und sich der Anstrengung zu stellen. Ich entscheide mich dennoch weiterzugehen. Ich versuche mich immer wieder selbst zu kontrollieren. Arbeiten alle Systeme noch zuverlässig? Ist alles noch im akzeptablen Bereich? Habe ich Kopfweh oder sonstige Schmerzen? Spüre ich meine Füße und Finger noch? Ich stelle mir ständig neue Rechenaufgaben, um eine Koordinationsschwäche oder eine drohende Höhenkrankheit zu bemerken.

Der Körper wird zu einer Maschine, die es zu beherrschen gilt. Es geht immer weiter und höher. Zehn Schritte, stehenbleiben, weitere zehn Schritte, stehenbleiben. Ich kämpfe mich jeden Meter hinauf. Nun kommen höchste Ansprüche an Körper und Geist. Ich verlange immer mehr nach Luft, und die Gesichtsmaske scheint mir die Luft abzdrehen. Allerdings wird es ohne extrem kalt. Nase und Wangen drohen zu erfrieren. Das Geröllcouloir bietet nahezu keinen Halt, es rutscht permanent unter den Füßen ab. Der Berg scheint sich mit allen Mitteln gegen mich zu stellen. Doch die Systeme funktionieren, und ich erreiche den Gipfel nach nur 6 Stunden vom 1600m tiefer gelegenen Hochlager.

Ein unfassbarer Moment. Ganz Amerika liegt zu meinen kalten Füßen. Ich hatte die Maschine unter Kontrolle und sie hat mich bis hier hoch gebracht. Nun weiß ich wieder, warum ich immer wieder hier hoch komme. Diese Zufriedenheit, sich selbst soweit bringen zu können, sich so kontrollieren zu können, gibt einem mehr als nur ein Gipfelerfolg.

Überglücklich und mit Tränen in den Augen sehe ich dann auch noch, wie sich Andy unter mir immer höher treibt. Und dann hat auch er es bis hier herauf geschafft. Stefan hat es noch bis auf 6600m probiert, hat dann aber die einzig richtige und wahrscheinlich schwerere Entscheidung getroffen, seinen Füßen zuliebe umzudrehen. Jeder, der so kurz vor seinem lange ersehnten Ziel steht, wird nachempfinden können was es bedeutet umzudrehen und somit alle Anstrengungen zu ignorieren. die einen erst soweit gebracht haben. Am gleichen Tag noch steigen wir ab zum Basislager auf 4200m, wo uns auch schon Werner erwartet. Auf dem Weg nach unten holt uns die Realität wieder ein, als am Wegrand die Bahre mit dem toten Argentinier liegt. Heute oder morgen wollen sie ihn abholen, um ihn auf seine letzte Reise zu schicken. Hier wird mir wieder deutlich bewußt, daß Maschinen auch kaputtgehen und Entscheidungen auch falsch sein können.

Jürgen